

ihren Gegenständen etwa des Nationverständnisses bei Ulrich von Hutten, Goethe, Möser und Gustav Freytag; Nation, Region und Heimat; Nationaltheater, Natur und Rhein als mythische Orte oder die Rolle der Musik anhand von Brahms oder Wagner viel Kluges mitzuteilen haben, wie es nicht anders sein kann, wenn Experten sich an die Arbeit machen. Warum diese Aufsätze vom Böhlau-Verlag zwischen zwei Buchdeckel geklebt wurden, ist indes für den Rezensenten intellektuell nicht nachzuvollziehen.

Matthias Middell

Murray G. H. Pittock, *Celtic Identity and the British Image*, Manchester University Press, Manchester/ New York 1999, 180 S.

Reinhold Pauli, Ranke-Schüler und als Professor für Geschichte in Rostock, Tübingen, Marburg und Göttingen Spezialist für englische Themen und Autor in der Historischen Zeitschrift in ihren ersten Jahren, schrieb in einem Aufsatz über Cromwell und den Irlandfeldzug des Jahres 1649 gegen die Katholiken wie selbstverständlich von den „Kelten, die, ausschließlich ihren ultramontanen Einbläsern“ folgten.¹

Daß er das Wort vom „einheimischen Ungeziefer“ für die keltischen Iren gebrauchte, ist ein Hinweis auf das rassistische Denken der Ära des Kolonialismus und Imperialismus; mehrere Jahrzehnte später begleitete das Unwort vom „(menschlichen) Ungeziefer“ die Untaten der Nationalsozialisten an Juden, Sinti und Roma u. a. Völkern. Einem protestantischen Historiker im Deutschland der zweiten Hälfte des 19. Jh.s mußten die katholischen Kelten, die zudem noch mit den Stuarts ge-

meinsame Sache machten, zutiefst suspekt sein.

Murray G. H. Pittock geht in seinem Buch über keltische Identität und ihr Verhältnis zur britischen Identität einem Thema nach, das in den vergangenen Jahren Gegenstand der politisch-kulturellen Debatte ebenso wurde wie des wissenschaftlichen Diskurses. Es ist das Thema des sogenannten „Celtic Fringe“ – „Fringe“ bedeutet Rand, Umrandung, Saum, Einfassung, aber auch Fransen und Randgebiet/-zone und Grenze. Es beinhaltet gegenüber dem nationalen Kern den äußeren Bereich, das Grenzgebiet mit seinem ausfransenden Charakter. Die Kategorie des „Fringe“ widerspricht den Vorstellungen einer demokratischen Gesellschaft der Partizipation und des Multikulturellen; es ist eine ethnisch begründete Kategorie, die geprägt ist von Stammesdenken, lokaler Absonderung und feindlicher Verschiedenartigkeit. Der „Fringe“ bedroht die ethnische Normalität eher als daß er multikulturelle Bereicherung bietet. Es ist eine Kategorie, die ausgrenzt, die aber lange Zeit von englischen Historikern genutzt wurde. Das Wort vom „Celtic Fringe“ gehört deswegen eher der Zeit eines *Reinhold Pauli* oder einer noch älteren Phase der britischen Geschichte an.

Die Kritik an der Bezeichnung „Fringe“ war bereits von *Hugh Kearney* und *Norman Davies* vorgebracht worden, die den keltischen Beitrag zu Geschichte und Kultur der Inseln in ihrer Gesamtheit betonten.² Die Geschichte der Inseln beginnt nicht erst mit der römischen Invasion; die keltische Geschichte der Inseln ist kein „Randproblem“, sondern eine des anhaltenden Einflusses der Kelten (Iren, Schotten, Waliser) auf England, Groß-

britannien oder das Vereinigte Königreich. Von drei Nationen, England, Wales und Schottland, geht *Linda Colley* aus, die „Britishness“ als eine rasche und stets nur teilweise Erfindung bezeichnet, die nie andere, ältere Verbindungen zerstörte.³ Die immer wieder auftauchende Distanz auch protestantischer Iren gegenüber England veranlaßte *Colley* dazu, Irland von ihrer „Protestant=Britisch“-These auszuschießen.

Pittock ist Literaturwissenschaftler und kein Historiker oder Sozialwissenschaftler. Er stützt sich u. a. auf eine Reihe literarischer Werke (Walter Scott, Oscar Wilde, W. B. Yeats, Seamus Heaney etc.) und interpretiert politische Karikaturen, die überwiegend aus der Mitte des 18. Jhs stammen. *Pittocks* Beitrag zum Thema richtet sich auf die literarische und kulturelle Darstellung Irlands, Schottlands und Wales' in den vergangenen 300 Jahren. 1707 wurde das erste Parlament von Großbritannien infolge der Union mit Schottland proklamiert, während die Union mit Wales bereits 1536 geschaffen wurde und die mit Irland aus dem Jahr 1800 stammt. In den vergangenen knapp 300 Jahren erlebte „Britishness“ einen einzigartigen Aufstieg. Aber die Zweifel, Kritik und Unterminierung der „Leitkultur“ ist auch keine Entwicklung, die erst in den letzten Jahrzehnten auftauchte – die Geschichte der „Britishness“ ist auch die Geschichte seines Niedergangs.⁴ *Pittocks* Thema ist nicht die aktuelle politische Entwicklung, die Bildung parlamentarischer Versammlungen in Schottland und Wales im Mai 1999 und gewisse Fortschritte im nordirischen Friedensprozeß. Aber *Pittocks* Studie nennt wichtige Aspekte der historischen und

kulturellen Prägung, die zweifellos Einfluß auf die aktuelle Debatte haben.

Die britische Regierung war seit der Glorreichen Revolution immer eine der Sprache, d. h. von Beginn an wurde kultureller und sozialer Druck zur Blockierung der keltischen Sprachen eingesetzt. In Wales wurde erst 1967 mit dem Welsh Language Act die Gleichbehandlung von Walisisch und Englisch beschlossen: Zwischen 1901 und 1971 war der Anteil der Bevölkerung, der Walisisch sprach, um mehr als die Hälfte auf 21 Prozent gesunken. Noch dramatischer ist die Situation in Irland; dort sprachen 1870 noch mehr als eine Million Menschen Gälisch, knapp 100 Jahre später, in der Mitte der 1960er Jahre, bewegte sich die Zahl zwischen 100.000 und 140.000. Trotz der Politisierung des Irischen – die *Gaelic League* setzte sich um die Wende zum 20. Jh. erfolgreich gegen eine Beschränkung der schulischen Sprachausbildung zur Wehr – spielte der Kampf der Iren um die Sprache für ihre nationale Identität nicht die Rolle wie in Wales, wo die Sprache nahezu die Nation ausmacht. Der Niedergang des schottischen Gälisch hatte bereits im Mittelalter eingesetzt; es wurde ähnlich wie das Irische mit Mißtrauen und Feindschaft behandelt, da es, im schottischen Fall oftmals fälschlicherweise, mit dem Katholizismus in Verbindung gebracht wurde. 1891 sprachen noch etwa sechs Prozent der schottischen Bevölkerung (254 000) Gälisch; heute sind es vielleicht ein bis zwei Prozent auf stabilisiertem Niveau.

Pittock bezeichnet den Organizismus als ein wesentliches Postulat der britischen Identität, begleitet von der Austauschbarkeit von „England“ und „Britannien“. Er selbst sympathisiert mit einer Sicht von Wales, Schottland

und Irland als Kolonien, deren eigene Kultur systematisch herabgesetzt wurde.

Sowohl in Irland als auch in Schottland fand im 17. und 18. Jh. die sich im Exil befindliche und dem Katholizismus zuneigende Stuart-Dynastie starke Unterstützung. Eine Mischung aus Antikatholizismus, Antiabsolutismus und rassistisch-elitärer Abgrenzung, wobei die Identifikation der Kelten – vor allem der Iren – mit Gefährdung und Fremdheit eine weit zurückreichende Tradition hatte, begleitete das von *Pittock* genannte Postulat.

Pittock fügt dem allerdings den Aspekt des imperialen Lokalismus hinzu, der es einzelnen Gruppen wie z. B. den Protestanten in Nordirland erlaubt, eine Reihe gemeinsamer Symbole und Rituale zu pflegen. Generell gingen aber Organizismus und Kolonialismus Hand in Hand, wobei in Irland auf Grund der religiösen Konflikte die kolonialen Aspekte am schärfsten hervortraten. *Pittock* erachtete die Unterschiede der kolonialen Beziehungen Englands zu den drei Nationen allerdings nur für graduell.

Pittock erachtet *Benedict Andersons* These von der Erfindung der Nation, den „Imagined Communities“ bei aller Wertschätzung für problematisch: Kommt darin doch zu stark die Vorstellung zum Tragen, daß man eine Nation aus dem Willen erschaffen könne und eine Identität wählen könne wie der Konsument seine Produkte.⁵ So gilt nach *Pittock* für Schottland und Irland ein hohes Maß an historischer Gemeinsamkeit, die vielfach durch religiöse Trennung verdeckt wird. Insgesamt läßt *Pittock* eine gewisse Kritik an den heute gängigen Theorien des Nationalismus erkennen, bevorzugen sie nach seiner Ansicht doch die gro-

ßen Staaten des 19. und 20. Jh.s und vernachlässigen kleinere und unterdrückte Staaten wie z. B. Schottland.

Das oben von *Pauli* angesprochene Bild der primitiven Iren, die oftmals mit Affen oder Negern verglichen wurden, hatte eine lange Tradition, ebenso wie das der Wildheit der schottischen Highlander. James Fenimore Cooper nutzte für seinen 1826 erschienenen Roman „Der letzte Mohikaner“ Walter Scotts Beschreibung der Highlander als Modell. Den Kelten wurden Eigenschaften wie kindlich, barbarisch, kannibalistisch, dumm, humorlos und unzivilisiert zugeschrieben.

Für das Verhältnis innerhalb Schottlands hatte die ethnisch-geographische Unterscheidung zwischen keltisch und teutonisch, oder gar zwischen Kelten, Pikten und Teutonen, seit dem 18. Jh. eine weite Verbreitung; ergänzt wurde dieses Bild um die Charakterisierung des individuellen Schotten als psychologisch gespalten zwischen Verantwortlichkeit/Verlässlichkeit (der Lowland-Seite) und romantischer Wildheit (der Highland-Seite).

Im 18. Jh. wandelte sich das Bild der Engländer des Kelten vom gefürchteten zum edlen Wilden: es entstand ein Themenpark des Primitiven, der das präsentierte, was als Keltisch verstanden wurde. Die antiquarisch-folkloristische Behandlung der keltischen Tradition fand ihren Niederschlag in schottischen Tanzwettbewerben im London der 1780er Jahre, in der Beliebtheit walisischer Harfenmusik oder im antiquarischen Tourismus. Nur Irland entzog sich dieser Umarmung; die United Irishmen und der Aufstand von 1798 setzten andere Signale. *Pittock* macht deutlich, daß die Botschaft des nostalgischen Keltizismus immer einen imperialen Subtext hatte: die

tapferen, primitiven Schotten der Highlands sollten nun für die Sache des Empire zu disziplinierten Kampfmaschinen umgeformt werden.

Im 19. Jh. erfolgte eine starke Feminisierung des Keltenbildes, z. B. durch *Matthew Arnold* „On the Study of Celtic Literature“ (1867). Den „domestizierten“ Kelten wurden als weiblich verstandene Eigenschaften wie instinktorientiert, intuitiv, gefühlsbetont, schwach, passiv und sehr abergläubisch zugeordnet. Die Antwort darauf war eine Wiederbelebung des Keltischen, ursprünglich von Irland ausgehend, aber auch einflußreich in Schottland, mit starken maskulinen Konnotationen. *Pittock* beschreibt die Wiederbelebung des Keltischen im 19. Jh. und seinen Einfluß auf die irische Nationalbewegung. Er zeichnet auch den Entwicklungsgang eines zeitweise wichtigen Kontrahenten der kapitalistischen „Britishness“ des 19. und 20. Jh.s, des „Celtic Communism“ nach, der ein kollektives Ideal der keltischen Agrargesellschaft entwarf. Der Kampf gegen das von *Arnold* u. a. vertretene feminisierte Keltenbild fand gegen Ende des 19. Jh.s einen erkennbaren Niederschlag in der schottischen und irischen Literatur und auch im Bewußtsein beider Nationen, zweifellos langsamer bei den Schotten. Zu den Meilensteinen der nicht nur romantisierenden, sondern auch politisch motivierten keltischen Renaissance zählen die verschiedenen Organisationsbildungen: *Gaelic Union* (Irland 1880), *Gaelic Athletic Association* (Irland 1884/Schottland 1897), *Pan-Celtic Society* (1888), *Gaelic League* (Irland 1893).⁶

Zu den Veränderungen des 19. Jh.s zählt das massive Interesse an keltischem Design und künstlerischen Pro-

dukten, das z. T. mit dem maskulinierten Image des Keltischen einherging, das aber auch eine Vielzahl von Kitschprodukten mit sich brachte.

Für Wales liegt für den deutschen Sprachraum neuerdings die akribische Studie *Knut Diekmanns* über den Nationalismus in Wales vor.⁷ *Pittock* schätzt den walisischen Lokalismus und Nationalismus im Gegensatz zu dem stark politisch orientierten irischen Pendant als ein kulturelles (und sprachliches) Phänomen ein – ein Lokalismus, der bereits seit dem 19. Jh. zumindest partiell auch in England Förderer fand.

Dem schottischen Nationalismus des 20. Jh. fehlte lange Zeit die Verbindung von kulturellem Widerstand und politisch-territorialem Nationalismus, die in Irland den Osteraufstand 1916 und die darauffolgenden Ereignisse ermöglichte: „In Ireland, cultural revival lent the crucial dimension to political nationalism, rendering it both more intense and more narrowly sectarian; in Wales, cultural politics have always occupied a prominent place, limiting rather than enhancing the scope for political nationalism. Scotland provides, here as elsewhere, a middle ground, where territorial politics have survived, if not flourished, while keeping a suspect culturalism at arm's length“ (S. 128).

Pittock wendet sich gegen die Einbeziehung Schottlands in den britischen, d.h. englisch-anglo-normannischen Kern; er beharrt mit guten (demographischen, ethnischen, linguistischen, historischen, kulturellen) Argumenten auf einer Geschichtsschreibung der Differenzierung, die nicht vorschnell schematisiert, um historische Konformität herzustellen. Vieles spricht heute für eine Verstärkung des bereits exi-

stierenden Internationalismus und der Europaorientierung des Keltizismus, der sich dadurch in Kontrast zum britischen Nationalismus, zur in Großbritannien vorherrschenden anglo-britischen Identifikation setzt. In Schottland wurde Europa zu einem ideologischen Gegengewicht zu England, wobei die Verbindung zu Irland auch in dieser Frage eine nicht unbedeutende Rolle spielt: „Hence Scottish alignment with Ireland, besides renewing and exploring old links of Celtic commonality (real or imagined), provides an axis of cultural, economic and political interest which is fundamentally un-British“ (S. 138).

Irland hat als definitiv anti-britischer Staat und als ökonomisch erfolgreicher keltischer Tiger eine völlig andere Bedeutung für die schottische Identität als ein Jahrhundert zuvor – *Pittock* untermauert seine Ausführungen zu dieser Frage mit einer Reihe irischo-schottischer Initiativen. Das britische Element einer gemeinsamen Vergangenheit wird zunehmend ersetzt durch ein Europäertum, in dem Irland und auch Schottland im Zentrum stehen, während sich England mit rüden nationalistischen Ausfällen davon weitestgehend ausschließt: „The „Celtic Fringe“ has projected itself into the heart of the international family“ (S. 141).

In einer längerfristigen Perspektive betrachtet wurde dies möglich durch den Zusammenbruch einer anderen internationalen „Familie“, nämlich des Empires, ein Zusammenbruch, der in Verbindung mit dem Niedergang der Schwerindustrie das Aufflammen des schottischen und walisischen Nationalismus in den sechziger Jahren ermöglichte.

Pittocks Analyse hat einen positiven Grundzug, was die Zukunft keltischer

Identität in einem sich wandelnden Europa betrifft. In Bezug auf die politisch-territoriale Seite dieser Frage scheint mir seine Einschätzung allerdings übertrieben positiv. Zur Auflösung der die keltischen Nationen einschließenden englisch-britischen Identität ist es angesichts der ökonomisch-gesellschaftlichen Realitäten noch ein längerer Weg. Auch wenn sich nach Umfragen vor allem die Schotten wesentlich stärker als Schotten, denn als Briten fühlen – die Zahlen für Wales bleiben dahinter zurück und die für England machen nicht einmal die Hälfte der schottischen Angaben aus –, hat Identität eben nicht nur etwas mit der Selbsteinschätzung zu tun, sondern hat viel mit dem Image beim „Fremden“ zu tun. Identität ist also auch ein Ergebnis von Interaktion und von Wahrnehmung beim Anderen. Dennoch bietet *Pittocks* Studie jedem, der sich mit dem historisch-kulturellem Kontext heutiger politischer und gesellschaftlicher Entwicklungen in Großbritannien auseinandersetzen möchte, nicht zu unterschätzende Anregungen.

Roland Ludwig

- 1 R. Paulj, Oliver Cromwell, in: ders., Aufsätze zur englischen Geschichte, Leipzig 1869, S. 325 ff.
- 2 H. Kearney, *The British Isles. A history of four nations*, Cambridge 1989; Norman Davies, *The Isles. A history*, London/Basingstoke 1999.
- 3 L. Colley, *Britons. Forging the Nation 1707–1837*, New Haven (USA) 1992.
- 4 Die politischen Kontroversen der siebziger Jahre und die verschiedenen Nationalismen Großbritanniens brachte T. Nairn, *The Break-up of Britain. Crisis and Neo-Nationalism*, London 1977, zum Ausdruck.

- 5 B. Anderson, *Imagined Communities*, London 1983 (dt.: *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt a. M. 1988).
- 6 Zur Bildung eher antiquierender Gesellschaften war es bereits in der Romantik in Form von *Highland Societies* oder *Celtic Clubs* gekommen.
- 7 K. Diekmann, *Die nationalistische Bewegung in Wales*, Paderborn u. a. 1998 (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, Bd. 43).

Hannes Siegrist/David Sugarman (Hrsg.), Eigentum im internationalen Vergleich, 18.-20. Jahrhundert, Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1999, 294 S.

Auf dem Umschlag des hier zu besprechenden Buches ist ein „Kapitäns-Kabinenkoffer, England um 1860“ abgebildet. Von außen betrachtet etwas rau und eintönig, doch nach dem Öffnen um so vielfältiger und begeistern-der, dabei aber wohlgeordnet – man darf annehmen, daß die Herausgeber sich diesen Koffer als Vorbild für ihr Buch genommen haben. Der Titel „Eigentum im internationalen Vergleich. 18.-20. Jahrhundert“ klingt unpöctisch, ja sperrig. Dahinter aber verbergen sich ein ambitioniertes theoretisches Konzept und ein Aufruf zu weiterer Forschung, verbunden mit anspruchsvollen empirischen Untersuchungen zum facettenreichen Thema Eigentum.

Die Grundidee kommt ziemlich leichtfüßig daher: „Eigentum ist ein Schlüsselthema der modernen Gesellschafts- und Kulturgeschichte“, so beginnt die Einleitung, und deshalb solle die Geschichte nun endlich auch eine „Eigentumswissenschaft“ werden. Die dahinter steckende Komplexität wird in verschiedenen Ebenen und mit unterschiedlichen Begrifflichkeiten aufge-

löst. Die Arbeitsdefinition des Buches besagt, Eigentum sei ein „Bündel von Rechten und Berechtigungen“. Darüber hinaus wird Eigentum als „ein historisches, soziales, rechtliches und kulturelles Konstrukt“ betrachtet und als „eine symbolische Realität“. Diese Begriffsbestimmungen entsprechen dem vorgeschlagenen Forschungsansatz: Die Herausgeber plädieren für eine Kombination aus rechts- und kulturhistorischen sowie anthropologischen Zugriffen und eine Verbindung der sozialen mit der diskursiven Ebene. Schließlich soll vergleichend vorgegangen werden, um relativieren, überprüfen und verallgemeinern zu können.

Der theoretischen Einleitung folgen empirische Untersuchungen, die überzeugend in fünf Abschnitte eingeteilt sind: Der Komplex „Eigentum, Person und Familie“ wird von *Morton J. Horwitz* und *Lawrence M. Friedman* anhand der historischen und aktuellen Entwicklung von Persönlichkeits- und Eigentumsrechten in den USA problematisiert. Unter der Überschrift „Eigentum und Bürgerrechte“ folgen Texte von *Robert W. Gordon* und *Dieter Gosewinkel* zur amerikanischen bzw. deutschen Entwicklung. *Arnd Bauerkämper*, *Stephan Merl*, *Chris Hann* und *Jakob Vogel* untersuchen an unterschiedlichen Beispielen die Problematik des „Eigentums von Boden und Produktionsmitteln“, es folgt der Abschnitt „Das Recht auf Wohnen und Kultur. Soziale und kulturelle Bindung des Eigentums“, in dem *Winfried Speitkamp*s Text zur Problematik des Denkmalschutzes in eigentumsrechtlicher Hinsicht und eine vergleichende Untersuchung *Karl Christian Führers* zum Mietrecht zusammengefaßt sind. Beschlossen wird der Band von *Elmar Wadle* und *William W. Fisher III.* mit